

Das Siegel der Bestätigung

Spiritualität Die fernöstliche Lebenseinstellung Zen gewinnt im Westen immer mehr Anhänger. Im Lassalle-Haus Bad Schönbrunn ist mit dem so genannten «Inka Shomei» ein neuer Zen-Meister ernannt worden.

Haymo Empl

Bei strahlendem Wetter sind am vergangenen Wochenende die zahlreichen Gäste und Familienmitglieder eingetroffen, die einem feierlichen Akt beiwohnen durften: der Zeremonie des «Inka Shomei» im Lassalle-Haus Bad Schönbrunn im zugerischen Edlibach. Lange vor der eigentlichen Zeremonie waren auf den wunderschönen, nach Holunderblüten duftenden Pfaden auf der denkmalgeschützten Anlage bereits zahlreiche Menschen zu sehen, die sich auf den besonderen Anlass einstimmten.

In der Ferne die Hochhäuser und Gebäude vom geschäftigen Zug, auf den Wegen und Sitzbänken rund um die Räumlichkeiten die Anhänger des «Zen», einer fernöstlichen Lebenseinstellung; je nach Standpunkt auch ein Religionszweig – in einem Haus, das vom Jesuitenorden getragen wird.

Eine zentrale Aufgabe

Passt das? Direktor Tobias Karcher dazu: «Für den Jesuitenorden weltweit sowie für das Lassalle-Haus ist der interreligiöse Dialog eine zentrale Aufgabe, die er von vergangenen Päpsten erhalten hat und diesen Dialog als Dienst für Kirche und Gesellschaft ausübt.» Eine klare Aussage des Direktors also.

«Niklaus Brantschen hat als Schüler von Lassalle den Grundstein des Zen Anfang der 1990er-Jahre in Bad Schönbrunn gelegt und somit den Schwerpunkt des interreligiösen Dialoges begonnen. Mit der Ernennung von Dieter Wartenweiler zum Zen-Meister durch Niklaus Brantschen kann die Glassman-Lassalle-Linie in



Zen-Meister Niklaus Brantschen (Mitte) und sein Nachfolger Dieter Wartenweiler. Rechts daneben Zen-Meisterin Anna Gamma.
Bild: Werner Schelbert (Edlibach, 3. Juni 2018)

die nächste Generation geführt werden.»

Tor des süssigen Nektars

Um 10 Uhr begann dann am Samstag die eigentliche Zeremonie. Viele der Anwesenden schienen mit dem Ablauf der «Inka Transmission Zeremonie» bestens vertraut zu sein. Die Rituale unterscheiden sich teilweise erheblich von denjenigen unseres von christlicher Sozialisation geprägtem Verständnisses: Vieles fand sitzend statt, die verwendeten Instrumente waren für jemanden aus dem europäischen/christlichen Kulturkreis wohl ebenfalls grösstenteils unbekannt, die Kleidung fremd und die von der

Gemeinschaft rezitierten Texte – teilweise in Sanskrit – unverständlich. «Indem wir das Tor des «süßigen Nektars rezitieren, weihen wir seine Verdienste unserer matriarchalen Ahnenreihe», wurden die Teilnehmer der Zeremonie aufgefordert. Ein «Dharani der Einladung zur Manifestation aller Götter und Dämonen» wurde von der Gemeinschaft beispielsweise mit «No Bo Bo Ho Ri Gya Ri Ta Ri Ta Ta Gya Ta Ya» rezitiert.

Lehrer Niklaus Brantschen fasst die Zeremonie wie folgt zusammen: «Es beginnt mit einem feierlichen Einzug, von traditionellen Klanginstrumenten begleitet. Dabei wird auch Weihrauch dargebracht. Nach einer Begrüssung folgt die buddhisti-

sche Liturgie, in der diverse Texte rezitiert werden.» Nach etwas mehr als 90 Minuten folgte schliesslich das eigentliche Ritual «Inka Shomei». Schüler Dieter Wartenweiler erklärt: «Mit der Übertragung von Inka Shomei, wörtlich «Siegel der Bestätigung», wird ein neuer Zen-Meister ernannt und gleichzeitig dessen volles Verständnis des Zen bezeugt.» Dabei würde es um die tiefe Erkenntnis des «Seins» jenseits aller Gegensätze gehen, fährt Dieter Wartenweiler fort. «Zen-Meister Niklaus Brantschen setzt mich damit als seinen Nachfolger in die jahrhundertealte Zen-Tradition ein und gewährt dadurch die volle Lehrbefugnis einschliesslich der Kompetenz zu deren

Weitergabe an eigene Nachfolger.» Lehrer Niklaus Brantschen ergänzt: «Die eigentliche Transmission ist das zentrale Element der Feier – bei der Übergabe der Insignien an den neuen Meister erhält dieser einen zusätzlichen Namen, ein goldenes Band – «Rakusu» genannt – und einen Stempel.»

Ehre und Verpflichtung

Wie wichtig die Ernennung zum Rōshi, also zum Zen-Meister, für Dieter Wartenweiler ist, lässt sich – wenn man nicht zum Kreis der Zen-Gemeinschaft gehört – nur erahnen. «Die Ernennung zum Zen-Meister richtet sich für mich nicht wesentlich an meine vordergründige Person, sondern bestätigt vielmehr, dass die persönliche Ebene von mir transzendent worden ist», erklärt Dieter Wartenweiler. In der äusseren Welt bedeute «Inka Shomei» für ihn gleichermassen Ehre und Verpflichtung. Im Entstehen für ein unverfälschtes Zen sollen Meditierende gefördert und gefordert und die eigene Zen-Linie gestärkt werden. «Und zugleich mag Zen als religionsübergreifender Erfahrungsweg mit seiner Unterstützung weitere Anerkennung finden». In diesem Sinne geht seine Ausrichtung dahin, dass viele Menschen die Weite unseres Daseins realisieren und darin innere Freiheit finden mögen.

Niklaus Brantschen ergänzt betreffend der Relevanz dieser Zeremonie: «Die langjährige Freundschaft, die sich durch die Schüler-Lehrer-Beziehung entwickelt hat, wandelt sich jetzt zu einer Beziehung auf Augenhöhe. Ich freue mich, dass Dieter mit Anna Gamma und mir die Verantwortung für den weiteren Weg unserer Zen-Linie teilen wird.»

Mein Thema

Ich würde mich schämen

Kürzlich las ich die biblische Geschichte, in der der Prophet Elija in ein fremdes Land, den heutigen Libanon, in das Dorf Sarepta flüchtet. Dort nimmt ihn eine Witwe auf, die kurz vor dem Hungertod steht. Sie will für sich und ihren Sohn ein letztes Brot backen und dann sterben. Elija macht ihr Mut und erklärt, dass es mit Gottvertrauen auch weiterhin Mehl und Öl geben werde, was sich dann auch bewahrheitet. Geschah dieses Brotwunder wohl durch einen speziellen Zauberspruch? Ich denke nicht.

Ich stelle mir vor, wie es wäre, wenn heute ein Asylbewerber mit nicht christlicher Religionszugehörigkeit in unser Dorf käme und ausgerechnet bei der ärmsten Witwe Unterschlupf fände ... Klar, unsere Sozialwerke würden wohl mitfinanzieren. Aber angenommen, sie täten das nicht, wie damals in Sarepta – ich glaube, dass ich mich dann für mein Dorf schämen würde, wenn wir gerade der bedürftigsten Bewohnerin eine Zusatzlast aufbürden würden. Wahrscheinlich würde ich – und auch andere – vom eigenen Überfluss etwas abgeben, um das schlechte Gewissen zu beruhigen oder echt solidarisch zu sein. So gäbe es Brot für alle.

Diakonie mit einem grossen Herzen war und ist ein Grundpfeiler des christlichen Gemeindeaufbaus. Damals wie heute!



Bruno Hübscher
kath. Behindertenseelsorger Kt. Luzern
bruno.huebscher@lukath.ch

